



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wie ich Livingstone auffand : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Indem die Prophetin sich zuletzt an die Einzelnen wendete, sagte sie jedem ermunternde Worte, die aber immer einen mystischen Klang hatten. Dem Einen rief sie zu: „Du sollst gleich dem Propheten Habakuk Gast in allen Städten sein. Du bist weiß wie eine Taube, und du sollst die weißen Tauben füttern.“ Vermuthlich war damit gemeint, daß der Betreffende als „Wanderer“ umherziehen und den entfernten Brüdern predigen solle. Häufig werden solche Reisen angetreten, die zu dem Charakter des russischen Landvolkes sehr gut passen, und die reichen Mitglieder der Secte machen sich's zur Ehre, solchen Wanderpropheten eine bequeme Herberge zu geben.

Zu einem Andern, der grade für die Verschneidung vorbereitet wurde, die gewöhnlich am Schlusse solcher Gottesdienste vorgenommen wird, sagte die Babanin: „O vielgeliebte Seele, du sollst vom Himmel Zeichen erhalten, über welche sich das ganze Haus Israel verwundern wird. Der himmlische Vater wird dir die Krone mit sieben Zinken reichen. Dazu bedarf es nichts weiter, als daß du dein Blut für Christum vergießest.“

Die Versammlung hörte dieses müßte Kauderwelsch wie eine von Gott eingegebene That tiefergriffen an. Viele schluchzten laut vor Rührung und vergossen Thränen.

Wir sehen, die Sonne des neunzehnten Jahrhunderts bescheint noch keineswegs alle Winkel der Erde. Aber diese slawischen Secten sind doch wilder und unheimlicher als alles, was die romanische und germanische Welt in dieser Richtung heutzutage noch aufweist. Wir werden demnächst ein Seitenstück zu den Skopzen in einer Schilderung der amerikanischen Shaker geben, die ebenfalls glauben, daß die Wiederkunft Christi im vorigen Jahrhundert erfolgt und das tausendjährige Reich angebrochen ist, die ebenfalls den geschlechtlichen Verkehr für Sünde halten und Gott ebenfalls durch Tanz verehren. Aber das Bild wird doch ein ganz anderes, freundlicheres und friedlicheres sein.

— o —

## Wie ich Livingstone auffand.

(Schluß).

Nachdem Stanley einen Monat unterwegs war, erreichte er Simbammenni, die „Löwenstadt“, in dem fruchtbaren und dicht bevölkerten Thale Ungerengeri. Hier mußte tüchtig Wegsteuer in Gestalt von Baumwollstoff und dem afrikanischen Klima ein Tribut durch einen heftigen Fieberanfall gezahlt werden. Das Wetter war schrecklich — es war die Regenzeit und die noch übrigen

Esel und die Treiber waren mehr als einmal daran in den angeschwollenen Sümpfen und Flüssen zu ertrinken. Die nächste Hauptstation war Ugogo (U bedeutet Land, Wa das Volk, also Wagogo die Leute aus Ugogo, dessen Häuptling oder Sultan ganz bedeutende Hölle von Stanley erpreßte; das Land war aber vortrefflich bebaut, das Volk unabhängig und kühn. Als Stanley's Begleiter Shaw, der damals noch lebte, die Lust ankam, die Wagogo ein wenig zu prügeln, stellten sie ihn würdevoll zur Rede: „Dürfen wir gleich Sklaven von den Masungu (Weißen) geprügelt werden? Wir sind freie Leute.“ Immer weiter ins Innere, grade nach Westen hin geht der Zug und nichts vermag Stanley aufzuhalten: hier sinkt ein Träger in Folge der Pocken todt nieder, ein Esel steht um, die Leute meutern, werden zur Ruhe gebracht und singen am nächsten Tage dem „großen Meister“ Stanley ein Loblied; heute campirt er im Walde, morgen in einer Wüste, am dritten Tage an einem reißenden Flusse. All das wird vortrefflich erzählt und endlich werden wir durch ein herrliches Wiesen- und Weideland geführt, auf dem das Brüllen zahlreicher Kinderheerden, das Meckern der Ziegen und Schafe erklingt. Dann rücken wir, am 23. Juni 1871, neunzig Tage nach dem Abmarsche aus Bagamojo, mit Stanley in dem großen Handelsemporium Unjanjembe (Spekes Kasch) ein. Die Sterne und Streifen der amerikanischen Flagge flattern im Winde, die Leibwache, mit neuem Tarbusch geschmückt, feuert ihre Flinten ab, die Bagasi haben ihre besten Rendenschürzen hervorgeholt. Es ist für Innerafrika ein pompöser Aufzug.

Die arabischen Händler in Unjanjembe empfingen Stanley in sehr gastfreier Weise und seine Schilderung des großen Karavanenplatzes, der uns schon durch Burton und Speke bekannt wurde, ist unterhaltend und belehrend zugleich. Die Neuigkeiten, die man hier indessen erfuhr, waren sehr ernster Natur, denn ein Häuptling Namens Mirambo von Ujoweh hatte die nach Udschidschi führende Straße — welche Stanley ziehen mußte — versperrt, und erklärt, daß keine Karavane mehr dieselbe ziehen dürfe; es sei denn über seinen todten Körper. Damit war aber der arabische Handel zwischen Küste und Tanganjikasee völlig brach gelegt und die Araber beschloßen, koste es was es wolle, die Straße mit Waffengewalt zu eröffnen. Der Krieg sollte so lange fortgesetzt werden, „bis Mirambo's Bart unter den Füßen der Araber lag und bis diese wieder sicher, nur mit dem Spazierstocke bewaffnet, durch das Land ziehen könnten“. Stanley lag natürlich auch daran, daß die Straße bald frei werde und so beschloß er mit den Arabern gemeinsame Sache zu machen; er wurde ihr Verbündeter und nun erleben wir das — sicher noch nicht dagewesene Schauspiel — daß der reisende Correspondent eines großen Blattes einem Negerhäuptling Krieg erklärt und sich mit ihm herumpraukt. Die Araber und ihre Leute zählten 2255 Mann, davon waren 1500 mit

Flinten bewaffnet. Zu Mfuto, einem verpalltsadirten Handelsposten drei Tagereisen westlich von Unjanjembe, ward eine große Revue abgehalten; dann zog man in den Kampf. Stanley stellte 50 Mann und ließ den Rest seiner Leute und sein Gepäck in Mfuto zurück. Anfangs ging alles gut; ein verschanztes Dorf des Häuptlings Mirambo ward mit Sturm genommen und zwei Tage später schnitt man einem seiner Chefs, den man gefangen nahm, „die Kehle ab, wie einem Schaf oder einer Ziege“. Einer der Araber, Soud Ben Sayd, zog dann mit 500 Mann gegen Wiljankura, Mirambo's Hauptfestung, während Stanley, siebergeschüttelt, in seinem Zelte bei der Hauptmacht zurückblieb. Es dauerte nicht lange, so gerieth das Lager in fürchterliche Aufregung, ungünstige Nachrichten trafen ein: Wiljankura war durch Soud Ben Sayd erstürmt worden, dann aber waren die Araber in einen Hinterhalt gerathen und von Mirambo massakirt worden. Man hielt Artergrath und zog auf Mfuto zurück, wo Stanley's Leute zitternd und zagend sich zusammenfanden. Mit wenigen Ausnahmen schildert er sie als eine feige, großmäulige „Niggerrotte“. Wie Stanley nun mit der geschlagenen Armee nach Unjanjembe retirirte, wie Mirambo einen Sturm auf die Stadt versuchte und dieser abgeschlagen wurde, wie er sich entschloß, einen weiten Umweg zu nehmen, um Mirambo und seine Armee zu umgehen, wie er endlich nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten am 20. September nach Udschidschi aufbrechen konnte — das Alles wird höchst effectvoll erzählt und muß im Buche selbst nachgelesen werden.

Die Geschichte des Marsches von Unjanjembe nach Udschidschi ist eine Reihenfolge von Fieberanfällen, Desertionen, Unterhandlungen wegen zu hoher Weggölle, von Gefahren und Abenteuern mannigfaltiger Art. Der 3. November war ein bemerkenswerther Tag für Stanley. „Gegen 10 Uhr Vormittags erschien aus der Richtung von Udschidschi her eine Karavane von achtzig Waguhha (Bewohner Uguhhas). Wir fragten nach Neuigkeiten und hörten, daß gerade ein weißer Mann von Manjuema her in Udschidschi angelangt sei. Das überraschte uns alle. Ein weißer Mann? fragte ich. — Ja, ein weißer Mann, lautete die Antwort. — Wie ist er gekleidet? — Gleich dem Herrn, antworteten sie, auf mich zeigend. — Ist er jung oder alt? — Er ist alt, und hat weiße Haare im Gesicht und ist krank. — Wo kommt er her? — Aus einem sehr fernen Lande jenseit Uguhha, Manjuema genannt. — So; und er hält sich jetzt in Udschidschi auf? — Ja, wir sahen ihn noch vor acht Tagen. — Glaubt ihr, daß wir ihn dort noch treffen werden? — „Sigun,“ wir wissen es nicht. — War er schon je zuvor in Udschidschi? — Gewiß, er brach vor langer Zeit von dort aus auf.“

Nun war Stanley sicher, in wenigen Tagereisen mußte er Livingstone treffen; er eilte Tag und Nacht vorwärts und sah endlich am 10. November

den breiten Spiegel des Tanganjikasees vor sich aufblitzen. Wieder wird die Flagge der Vereinigten Staaten entfaltet, wieder knattern die Salven der Leibwache; eine große Menschenmenge strömt dem neuen Ankömmling entgegen; aber hastig windet er sich durch und nun steht er endlich vor dem abgemagerten, in Noth sich befindenden großen Reisenden, dem er Hülfe bringt, den er entdeckt hat. Wie die Männer sich begrüßten, haben die Zeitungen uns schon lange erzählt. Von Bagamojo aus war der unternehmende Correspondent gerade 236 Tage unterwegs gewesen.

Die Schilderung seines Zusammenlebens mit Livingstone in Udschidschi weiß Stanley äußerst lebhaft und malerisch zu geben. Das „Postpaket“ für den Doctor, das ein Jahr lang in Unjanjembe gelegen, wurde übergeben und der so lange von der Außenwelt Abgeschlossene hörte zum ersten Male von den großartigen Umwälzungen, die in Frankreich und Deutschland stattgefunden; er las Briefe von Freunden und Kindern, fragte lebhaft nach diesem und jenem, die Araber sandten Reis und Huhn und Stanley ließ den Kork der letzten aufgesparten Flasche Champagner springen. Der kranke, heruntergekommene Mann, dessen Magen kaum noch eine Tasse Thee vertragen konnte, begann nun wieder mit Appetit civilisirte Speisen zu essen, er entwickelte einen Löwenhunger, kräftigte sich allmählich und rief einmal über das andre: „Sie haben mich zu neuem Leben gebracht!“ Von Livingstone spricht Stanley durchweg mit der größten Hochachtung; während er gerne anderen Leuten, von denen er zu berichten hat, Eins anhängt. So halten wir seine Mittheilungen über den verdienstvollen englischen Consul in Sansibar, Dr. Kirk, dem früheren Reisegefährten Livingstone's, für durchaus verfehlt.

Stanley erzählt uns, daß er Livingstone „als ein großes Item für seine Zeitung betrachtete. Ich beabsichtigte eine Unterredung mit ihm zu halten, alle Einzelheiten, die er sagte, zu berichten, sein Leben und seine Person zu schildern, dann au revoir zu sagen und zurück zu marschiren.“ Aber aus dem bloßen Zusammensein und Reisen mit Livingstone entsprang allmählich eine Freundschaft, eine Hochachtung für das „große Item“, wenn auch Stanley stets als gewissenhafter Reporter darauf bedacht war, Alles, was Livingstone sagte, stenographisch niederzuschreiben. Die Expedition war ja ein commercielles Unternehmen, kühn geplant, tüchtig, voller Energie und muthvoll ausgeführt. Uebrigens machte sie sich bezahlt, denn der Verleger des New-York-Herald taxirte den directen Nutzen, den er durch Stanley's Berichte gewann, auf nicht weniger als 50,000 Dollars.

Stanley schildert den Mann, um dessentwillen er die große Reise unternommen, folgendermaßen: Dr. Livingstone ist etwa 60 Jahre alt, obgleich er, als er sich wieder erholt hatte, wie einer aussah, der eben erst die fünfzig überschritten hat. Sein Haar ist noch bräunlich, beginnt aber an den Schläfen

zu ergrauen; der Bart ist sehr grau schon. Seine braunen Augen sind un-  
gemein glänzend; er hat einen Blick so scharf wie ein Falke. Nur seine de-  
fecten Zähne deuten sein Alter an. Seine Figur, die bald wieder sehr kräftig  
erschien, ist nur wenig über Mittelgröße und nur wenig an den Schultern  
gebeugt. Wann er geht, hat er einen festen, aber schweren Tritt, gleich einem  
Manne, der überarbeitet ist. Er trägt eine Marinemütze; seine Kleidung war,  
als ich ihn zuerst sah, vielfach geflickt und ausgebeffert, aber skrupulös rein-  
lich. — Livingstone's Art und Weise mit den Schwarzen umzugehen, war  
geradezu erstaunlich; er kannte sie von ihrer guten und schlechten Seite, wußte  
alle ihre Eigenthümlichkeiten zu benutzen und hatte sich während seiner dreißig-  
jährigen Reisen in Afrika völlig in sie eingelebt. Die Araber und Mischlinge  
in Udschidschi haßten ihn anfangs, doch bald mußte er sich Aller Liebe und  
Zuneigung zu gewinnen. Stanley sah wie man ihm allgemein Achtung ent-  
gegnetrug. Kein Muhamedaner ging an ihm vorüber ohne ihn mit den  
Worten: „Gottes Segen ruhe auf dir“ zu begrüßen. Jeden Sonntag Morgen  
versammelte er eine kleine Gemeinde um sich, der er predigte und aus der  
Bibel vortrug, gewöhnlich in Kisawaheli, der an der Ostküste gesprochenen  
Sprache.

Livingstone gab Stanley einen Ueberblick seiner Entdeckungen. Wir haben  
dieselben weiter oben kurz skizzirt. Er, sowohl wie Stanley, glaubt, daß es  
sich dabei um die Nilquellen handelt, eine Ansicht die jedoch von keinem  
Geographen in Europa getheilt wird. Livingstone konnte damals keine Ahnung  
von den Entdeckungen haben, die unser Landsmann Georg Schweinfurth im  
Niam-Niam und Monbuttu gemacht hatte. Livingstone wird sich arg enttäuscht  
fühlen, wenn er erst Gewißheit darüber erhält, daß er die Congo- und nicht  
die Nilquellen entdeckt hat. Schrieb er doch in seiner Depesche vom 20. Februar  
1872 an Lord Granville: „Wer würde riskiren in den Kochtopf der  
Menschenfresser zu rennen und in schwarzes Fleisch eingeseht  
zu werden für etwas anderes als den großen alten Nil?“

Auf seinem Wege nach Udschidschi wandte sich Stanley nicht rechts noch  
links — er hatte nur sein Ziel vor Augen: Livingstone möglichst schnell zu  
erreichen und ihn zu „interviewen.“ Jetzt, da er ihn aufgefunden, wohl und  
munter angetroffen, ermöglichten Stanley's Mittel den beiden Reisenden, ge-  
meinschaftlich ein geographisches Problem von hoher Wichtigkeit zu lösen und  
für die Lösung desselben erhielt Stanley dann auch von der Londoner geo-  
graphischen Gesellschaft die goldene Victoriamedaille. Es handelt sich darum  
nachzuweisen ob der Rußi-Fluß, von dem wir zuerst durch Burton und  
Speke Nachricht erhalten hatten, in das Nordende des Tangajikasees ein-  
münde oder abfließe. War das letztere der Fall und führte der Rußi in  
Baker's Nwutan Nzige — wogegen vom hypsometrischen Standpunkte nichts

einzuwenden war — so lagen die Nilquellen im Tanganjika. Bei der Fahrt nach dem Rufisi, die Stanley und Livingstone unternahmen, stellte sich heraus, daß der Fluß in den See münde und daß er von keiner großen Bedeutung sei. Er strömt durch eine kleine Alluvialebene; nördlich von dieser liegt eine Gebirgskette, die der Rufisi durchbricht; jenseits derselben heißt er Kwangere; seinen Ursprung hat er in dem kleinen Kivosee. Etwa 20 englische Meilen nördlich von seiner Mündung empfängt er von Nordwest her den Kuandafluß; außerdem münden noch siebzehn andere Gewässer in ihn ein. Mit dieser Entdeckung war durch Stanley festgestellt worden, daß der Tanganjika ein für sich abgeschlossener, mit den übrigen innerafrikanischen Seen in keiner Verbindung stehender See sei. Die Gestade des nördlichen Endes waren dicht mit Fischerdörfern besetzt, von denen ganze Flottillen kleiner Canoes ausliefen; am Ufer weideten große Viehherden, die Abhänge der Hügel waren bewaldet oder dicht mit Mais, Kaffave, süßen Kartoffeln u. s. w. bestellt. Das Volk lebte glücklich und zufrieden, und es machte auf unsere beiden Reisenden einen betrübenden Eindruck, wenn sie bedachten, daß die Schwarzen für ein Paar Ellen Baumwollenzug von den Arabern aufgekauft und nach Sansibar geschleppt wurden, um dort Gewürznelken zu pflücken oder Lastträgerdienste zu thun. Der Verkehr mit den Schwarzen war im allgemeinen ein freundlicher, sie forderten allerdings große Durchgangszölle und nur zweimal war es nothwendig, ernsthaft einzuschreiten, wobei Livingstone seine vortreffliche Manier mit den Leuten umzugehen, sehr zu statten kam.

Nach vierwöchentlicher Abwesenheit waren die beiden Reisenden am 13. December 1871 wieder in Udschidschi angelangt. Livingstone entschloß sich, mit Stanley bis Unjanjembe zu gehen um dort neue Vorräthe in Empfang zu nehmen, die ihm die Fortsetzung seiner Reisen und die endgiltige Lösung der Congo-Nilfrage ermöglichen sollten. Er schrieb zahlreiche Briefe und übergab sein versiegeltes Tagebuch Stanley. Um den noch fortdauernden Krieg mit Mirambo zu umgehen, ging man von Udschidschi nicht direct in östlicher Richtung auf Unjanjembe, sondern auf einer mehr südlichen Route. Nachdem man feierlich Weihnachten begangen — wobei Hammelbraten vom fettschwänzigen Schafe, Pombe (Bier der Schwarzen), frische Milch, Bananen, Fische, Zwiebeln, süße Kartoffeln auf der Tafel standen — brach man am 27. December in zwei Canoes auf, von denen das eine die englische, das andere die amerikanische Flagge führte, fuhr auf dem Tanganjika 60 Meilen südlich bis Kap Tongwe und brach nun zur Landreise nach Unjanjembe auf, das am 18. Februar 1872 auch glücklich erreicht wurde. Dort fand man neue Nachrichten — am meisten freute sich aber Livingstone, „der wie ein Hebd aß“, über neue Schuhe und Strümpfe, die ihm ein Freund dorthin gesandt hatte. Dreißig Ladungen Güter lagen für Livingstone bereit und 40

Ladungen übergab ihm Stanley, so daß er für vier Jahre nun wieder mit Vorräthen versehen war. Am 14. März nahmen beide Abschied von einander und am 6. Mai war Stanley, nachdem er auf's Ruhmvollste seine Aufgabe durchgeführt, wieder in Bagamojo.

Das ist in kurzen Worten der Verlauf der Stanley-Livingstone-Expedition, die in der Geschichte der Erdkunde wie in jener des Zeitungswesens für immer ein glänzendes Blatt sein wird.

## Pastor Grote und die Feinen.

Aus Hannover.

Ich bin weit entfernt, über den jüngst in Hannover verhandelten Proceß Grote juristische Betrachtungen anstellen zu wollen. Noch weniger will ich die Frage beantworten, ob der welfische Pastor der Vergehen schuldig, deren man ihn anklagt. Das mag er selbst mit seinen Richtern ausmachen. Für uns Andere hat das wenig Interesse. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind dagegen die Aufklärungen, welche uns jener Proceß über den Bestand, über das wechselseitige Verhältniß und über die Taktik der betreffenden politischen Parteien gebracht hat. Wir halten uns hier an die zur Oeffentlichkeit gelangten Urkunden, deren Richtigkeit von allen Seiten anerkannt ist. Betrachten wir uns zunächst die Briefe des Kaufmanns Eduard Kerrl, welche zum Theil an den Pastor Grote, zum Theil an die welfisch gesinnte Redaktion der „Hannoverschen Landes-Zeitung“ gerichtet sind. Die Briefe datiren von Anfang 1872. Pastor Grote verweilt in Gmunden am Traunsee, um dort seine Geschäfte zu betreiben. Ich werde darüber weiter unten berichten. Kaufmann Kerrl schreibt nun an den „am Hofe des Königs“ weilenden Pastor. Der Eingang seines Briefes macht die höchsten Erwartungen rege. Er lautet sehr pathetisch, nämlich so: „Gruß, herzlichsten Gruß zuvor! Sie weilen jetzt in der geheiligten Nähe unseres Königs, geleite der Herr Ihre Schritte und stärke Sie mit seinem heiligen Geiste, daß von Ihrer Zunge wahrhaftige Worte des Trostes und der Ermuthigung für unsern König und Herrn fließen mögen!“ Und was folgt dann? Die Uebersendung einiger Unterstützungsgesuche, vulgo „Bettelbriefe“, welche Herr Kerrl Herrn Grote zur Befürwortung empfiehlt. Der eine ist von einem gewissen Thies; derselbe ist von einem gewissen Becker bei Georg Rex angeschwärzt worden; er soll namentlich in der Weinschenke mit einem „preussischen“ Polizei-Beamten „conspirirt“, d. h. ein paar Worte gesprochen, und sonstige Schandthaten dieser Gattung verübt haben. Herr Kerrl versucht es, den Angeschwärzten „Höchsten Orts“ rein zu waschen und behauptet, Becker habe „gelogen“.